Der Gastbeitrag : Pro Memoriam Adelheid Duvanel

Autor(en): **Duvanel, Adelheid / Feigenwinter, Felix**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): **- (2007)**

Heft 3: **Literarisches Basel : Basel und das Buch : vom Hören und Sehen des Geschriebenen Wortes : Basler: Duvanel, Baerwart, Widmer**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-842921

Nutzungsbedingungen

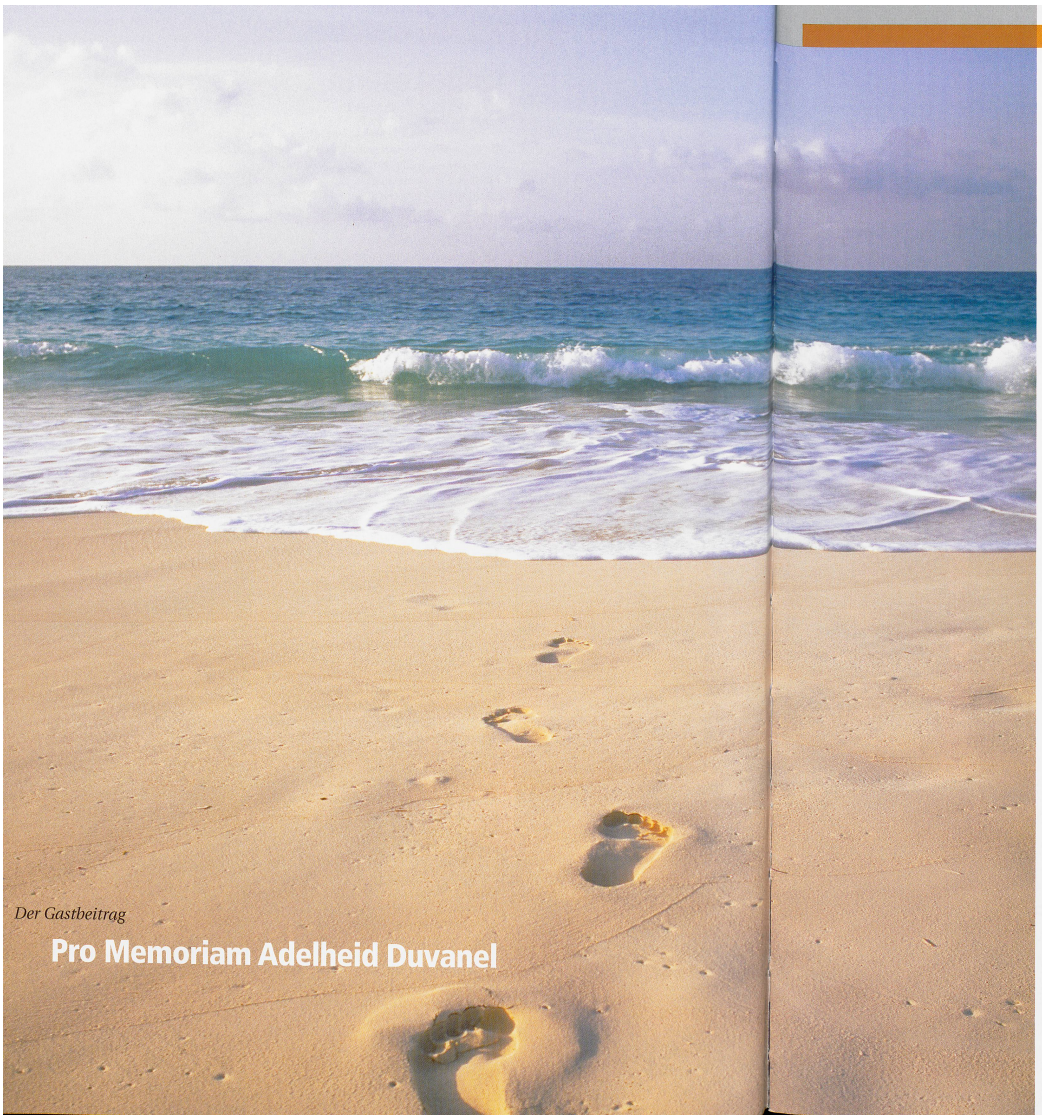
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Der Gastbeitrag

Pro Memoriam Adelheid Duvanel

Die Schriftstellerin Adelheid Duvanel-Feigenwinter ist am 23. April 1936 in Basel geboren und am 8. Juli 1996 durch Suizid aus dem Leben geschieden. Ihre Kindheit verbrachte sie in Pratteln und Liestal. Sie besuchte in Basel die Kunstgewerbeschule und liess sich als Textilzeichnerin ausbilden. Später arbeitete sie als Büroangestellte und als Freie Feuilleton-Mitarbeiterin der Basler Nachrichten.

Der Luchterhand-Verlag veröffentlichte einen Teil ihres Werkes zwischen 1980 und 1997 in sieben Bänden. 2004 veröffentlichte der Verlag Nagel & Kimche, Zürich, eine Auswahl ihrer Texte unter dem Titel «Beim Hute meiner Mutter».

Die folgenden Texte von Adelheid Duvanel wurden Akzént von ihrem älteren Bruder, Felix Feigenwinter, zur Verfügung gestellt. Seine Anmerkungen sind kursiv gedruckt.

Adelheids Reisen ans Meer

Die Schreibkunst von Adelheid Duvanel wurde während ihres schwierigen Lebens zwar immer wieder mit Preisen im In- und Ausland gewürdigt, angefangen vom Kranichstener Literaturpreis 1984 über den Basler Literaturpreis 1987 bis zum Literaturpreis des Kantons Bern 1995. Doch die Autorin, diese «Chronistin der Ausgegrenzten», wie sie auch schon genannt wurde, blieb bis zu ihrem Suizid im Juli 1996 selber eine Aussenseiterin, um nicht zu sagen Ausgestossene – als Mutter einer drogenabhängigen, aidskranken Tochter, deren sozial randständiges Leben sie in den letzten Jahren ihres Daseins gewissermassen teilte. Im Lebenslauf dieser Basler Autorin erscheint deren Aufenthalt auf Formentera 1968/69 als Intermezzo. Aber das Leben auf der spanischen Mittelmeerinsel beeinflusste die Existenz und das Schreiben der schwierigen Baslerin nachhaltig.

Als sie von ihren Eltern als kleines Kind zum ersten Mal an einen See geführt wurde, stellte sie trocken fest: «Das Wasser gfallt mir gar nit». *Aber damals war's der Vierwaldstädtersee, nicht «das grosse Wasser», das Meer, das die Binnenländerin erst viel später, als über dreissigjährige verheiratete Frau, kennen lernen sollte.*

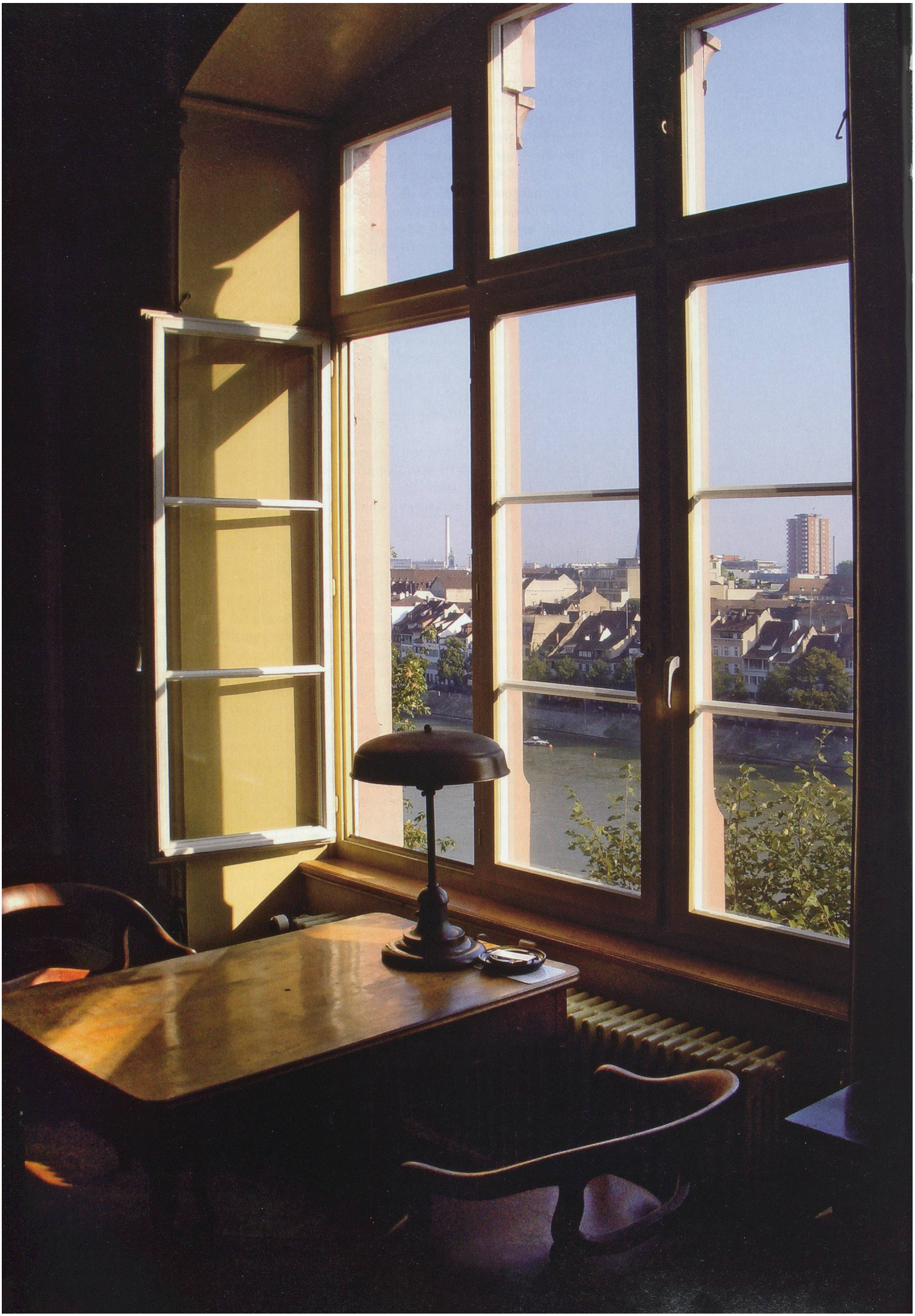
Adelheid Duvanel hatte in einem Erlebnisbericht, der am 16. Juli 1967 im «Sonntagsblatt» der «Basler Nachrichten» erschienen war, ihre bisherige Reiseabstinenz selbstironisch offenbart:

«So unglaubwürdig es tönt, wenn jemand heutzutage erklärt, er habe sein Land noch nie verlassen (sogar der nichtsnutzige, nicht mit irdischen Gütern gesegnete Onkel Röbi oder Emil schickt, um seine Verwandten zu ärgern, eine Karte aus Griechenland): Ich war tatsächlich noch nie am Nordpol, in Afrika, in Indien oder ‹in den Staaten› – und noch nie am Meer. Da ich aber, wie es sich gehört, einen Pass mit einer scheusslichen Foto besitze, unternahm ich hie und da einen Abstecher ins Elsass oder in die badische Nachbarschaft – weil ich mit besagter Foto die Grenzbeamten necken wollte: ‹Bin ich's oder bin ich's nicht?› Um mich zu beleidigen, nahmen sie immer an, ich sei's.»

Nun aber rollt sie «im Oxford meines Bekannten gen Süden», *genauer Richtung Südfrankreich, wo sie nach einer Tagesreise abends in Les-Saintes-Maries-de-la-Mer aus dem Auto klettert und zum ersten Mal in ihrem Leben – als Einunddreissigjährige – des Meeres ansichtig wird.*

«Es ist tiefblau. Grosse Wellen tragen Sonnensplitterchen gegen das Ufer, doch kurz vor ihrem Ziel bersten sie und zerfallen schäumend; die Sonnenfunken haben sie vielleicht getötet. Einigen Wellen aber muss es doch gelungen sein, ihre kostbare Last auf den Sand zu legen, denn er funkelt, als ob er von winzigen Edelsteinen durchsetzt wäre. Der Sand ist wie warmer Zimt, wenn ich meinen nackten Fuss hineinbohre. Würden plötzlich all die sonderbaren Lebewesen, die in der Tiefe ihr fremdartiges Leben führen, an die Oberfläche steigen, die Wellen teilen, ihren Rhythmus stören, wäre das Meer geisteskrank. So aber ist es gesund: Nur der Wind, der Himmel und die Sonne oder der Mond verändern es».

Adelheid Duvanels erste Begegnung mit dem Meer ist auch in einem privaten Brief festgehalten: «Jetzt gerade schreibe ich auf einer Bank am Meer», *schrieb sie am 15. Juni 1967 an ihre Eltern:* «das Papier muss ich mit Steinen beschweren, aber die Sonne brennt heute besonders heiss, so dass der Mistral nicht unangenehm ist. Es ist unglaublich hell hier; alles ist wie in eine leuchtend weisse Milch getaucht – einen so hellblauen Himmel habe ich in meinem Leben noch nie gesehen! (...) Auch die französischen Maler werden verständlicher; ihre Farbzusammenstellungen, die uns fremdartig dünken, gibt es hier wirklich! Z.B. eine grellgrüne Türe in einem Restaurant und dazu rosa Tischtücher.»



Jene Reise nach Südfrankreich, der erste Aufenthalt am Meer, liess in Adelheid Duvanel den Entschluss reifen, kein Jahr später, im Frühjahr 1968, mit der kleinen Tochter, ihrem Mann, dem Maler Joseph E. Duvanel, auf die Balearen zu folgen. Die junge Mutter und Ehefrau erklärt, ihr Mann und sie hätten «beschlossen, auf eine kleine Insel auszuwandern und die vierjährige Tochter mitzunehmen. Sie werde sehen, es würde paradiesisch, habe ihr Mann beteuert, keinen Ärger mehr mit Nachbarn und so.»

Es folgt die (selbst)ironische Schilderung der Komplikationen (und Ärgernisse), die den Emigranten schon auf der Reise widerfahren, der Bekanntschaft mit einem Ehepaar aus Köln namens Maunz. In Barcelona finden dieses «Ehepaar, seine beiden Kinder, seine siebzehn Gepäckstücke und wir keinen Platz mehr auf dem Schiff. Not verbindet; wir kommen ins Gespräch und erstarren vor Verwunderung: das Ehepaar ist nicht ein gewöhnliches Touristenpaar, sondert wandert auch aus. – auf der Insel angelangt, wird die Familie Maunz auffallend selbstbewusst: Zielstrebig blickt ihr Auge, die Rücken straffen sich, ihre Antworten werden knapp und, so stelle ich beunruhigt fest, leicht von oben herab erteilt. Des Rätsels Lösung: Papa Maunz erklärt, sie führen nun mit dem Taxi zu ihrem Haus. Aha, sie haben ein Haus.»

Der Tag endet für die Familie Duvanel in einer Notunterkunft im Haus des deutschen Ehepaars: «Ängstlich liegen wir zu dritt in einem Bett in einem kahlen Zimmerchen und lauschen auf den Wind; der Ziehbrunnen knarrt, die Pinien ächzen, der Sand rieselt an die Fensterscheibe. Am Morgen regnet es, oder besser gesagt: es wird mit dicken Schläuchen Wasser vom Himmel gespritzt, dazu heult und pfeift ein fürchterlicher Wind. Wenn wir sprechen, hallt es unheimlich von den Wänden. Ich habe Rheuma. Wie sich herausstellt, sind nicht nur die Leintücher feucht, sondern auch die Zündhölzer; wir können weder die Kerze noch die Petrollampe noch den Gasherd anzünden. So sitzen wir im Halbdunkel, stellen uns vor, wir würden Kaffee trinken und betrachten die feuchten Flecken an Wänden und Decke. Der Steinboden ist kalt. Mein Mann hat Halsweh, unsere Tochter Fieber, die Kinder von Mauzens Bauchweh; jedes Mal, wenn sie auf der Toilette waren, geht Mama Maunz am Ziehbrunnen Wasser holen, um zu spülen. ‹Das ist der Süden›, sagt Papa Maunz. Wir verstehen ihn nicht. Papa Maunz räuspert sich: ‹Das ist der Süden›, wiederholt er streng. Wir schweigen staunend.

Seither sind fünf Wochen verstrichen. Wir haben das Haus neben Maunzens gemietet. Die Sonne scheint, die Fliegen tanzen auf unseren Nasen, die Kakteen stehen bizarr herum und die Ziegen hoppeln mit zusammengebundenen Füssen über das spärliche Gras. Im Gärtchen, das aus Sand besteht, hat mein Mann aus Backsteinen und mit Drähten einen Grill gebaut; wir kochen dort, um Gas zu sparen. Papa Maunz, der am Anfang täglich stolz: ‹Flucht vor der Zivilisation!› brüllte und in Shorts den Eimer des Ziehbrunnens hochzog, ärgert der Rauch; sogar seine Kinder sagen schon laut: ‹Die verpesten wieder die ganze Luft›.»

Formentera beschrieb Adelheid Duvanel aber auch in vielen privaten Briefen. Am 8. Juni 1968 berichtete sie nach Basel: «Jetzt liege ich am Strand, es ist heiss, heiss, heiss, das Hirn gelähmt, das Meer wie blaues Licht, der Himmel darüber viel zu hoch, man sieht die Sonne nicht, aber sie liegt wie heisses, flüssiges Glas überall.»

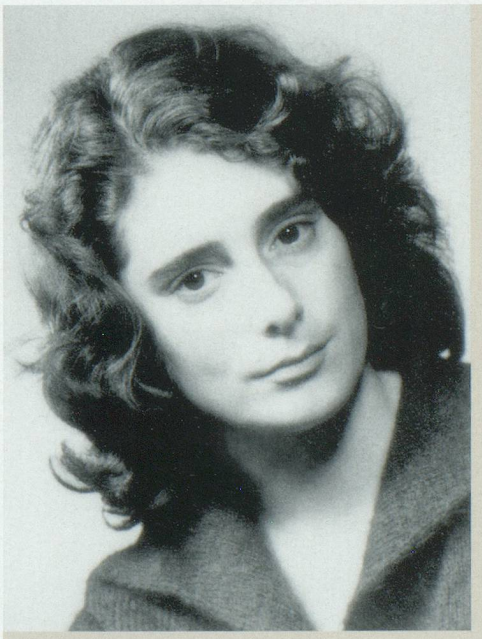
Und fast ein Jahr später, am 3. Mai 1969, wenige Monate vor der Rückkehr in die Schweiz, schrieb sie: «Nach drei Tagen Sintflut ist der Sommer nun anscheinend angebrochen; zwar ist unser kleines Haus trotz der Sonne, die vom Himmel brennt, von Winden umtobt, denn es liegt ungeschützt auf einer Anhöhe. Wir, seine stolzen Bewohner, lassen den Blick nach allen Seiten hin ungehindert in blaue Fernen schweifen. Wir sehen von drei Seiten das Meer, sehen Pinien und Agaven, sehen Ziegen und Schafe und Ziehbrunnen. Vor unserem Haus blühen wilde und zahme Geranien in üppiger Pracht».

Die ziemlich ernüchterte Rückkehr nach Basel hielt Adelheid Duvanel in einem Feuilleton fest, das am 10. September 1969 in den «Basler Nachrichten» abgedruckt wurde.

«Ich war längere Zeit abwesend», *meldete sie sich ihrer Leserschaft zurück,* «nun bin ich vor einer Woche aus dem Ausland zurückgekehrt und habe erledigt, was getan werden musste. Die Koffer ausgepackt, die schmutzige Wäsche gewaschen, die Wohnung geputzt, Einwohnerkontrolle, Telefon- und Postamt verständigt und drei Bekannte besucht. Nun sitze ich in der Wohnung; es ist kalt, vor meinem Fenster steht – das ist die Wahrheit, nicht einem tristen Roman entnommen – eine graue Backsteinmauer, der Himmel drüber ist wie Eiweiss und die Wäsche auf dem Balkon hängt schlapp da, weil es nicht windet. Ich habe mir einen hässlichen Wecker gekauft (ich nehme an: hässlich, weil billig); er tickt, als ob jemand auf steifen Füsschen auf dem Tisch herumrennen würde. Ich muss nämlich jeden Morgen um sechs aufstehen, weil ich in einem Büro arbeite, das man nur erreichen kann, nachdem man verschiedene Prüfungen auf sich genommen hat, so kostbar ist dies Büro: ein Paradies, zugänglich nur dem Geduldigen, Opferwilligen. Ich fand blitzschnell eine Stelle, weil ich mich an eine Organisation wandte, die Arbeitskräfte vermietet. Die Organisation zeigte mir Lichtbilder, denen ich entnehmen konnte, dass durch sie vermietete weibliche Arbeitskräfte elegante Nylonstrümpfe, ebensolche Pumps, ein diskretes Make-up und eine von einem gewitzten Friseur mittels leichter Dauerwelle, Haartönung und -lack gefällig zurechtmodellierte Frisur aufweisen.

Das Ganze kam mich etwas teuer zu stehen (die Haartönung hat Gott sei Dank die südliche Sonne während des ganzen Sommers besorgt), doch hoffe ich, es macht sich bezahlt. Stundenlohn hat übrigens einen Nachteil; wenn ich mir in einem Restaurant ein mittelfeines Mittagessen leiste, fällt mir zwanghaft ein: ‹Nun hast du eine Stunde Büroarbeit (kalte Füsse, leere Wände, ein silbenschluckendes Diktaphon) aufgegessen.›

Am Nachmittag habe ich frei, dann gehe ich als ich selber durch die Strassen; die Menschen scheinen es immer eilig zu haben, dazu machen sie Gesichter, als ob sie in rohe, hölzerne Rüben gebissen hätten; das stimmt mich nachdenklich. Sind sie nicht glücklich?»



Die noch unverheiratete Adelheid Feigenwinter, 1959